

Kapitel 1

Ein junger Matrose

Fritz Well war im Begriff, zur See zu gehen. Völlig überzeugt hatte er seiner armen, verwitweten Mutter erklärt, dass kein Beruf ihm besser zusagen und seinen Neigungen mehr entsprechen würde als der eines Seemanns. Sie hielt es allerdings für eine sehr seltsame Neigung sich inmitten des wilden, brausenden Ozeans, mitten in seinen gewaltigen Stürmen und einem Heer lauernder Gefahren wohl fühlen zu können.

Dennoch musste sie sich selbst sagen: „Was sollte aus unserem Handel werden, wenn niemand Lust zu diesem gefährlichen Leben verspüren würde? Könnten die Missionare je die fernen Länder mit dem Evangelium erfreuen, wenn wir keine mutigen Matrosen hätten, deren Heimat das weite, offene Meer ist?“

„Sicherlich, wir müssen junge Leute haben, die Lust und Geschick zu diesem gefährlichen Beruf haben“, überlegte sie. Deshalb wollte sie ihren Sohn nicht zurückhalten. Doch wurde ihr mütterlicher Stolz dadurch gekränkt, dass Fritz, der auf einer höheren Schule der Klassenbeste gewesen und wegen guten Verhaltens allgemein beliebt war, ihre Hoffnungen zunichte machte seine Talente und Gaben zu entfalten. Das alles war nun vorbei. Der Junge war ge-

fesselt von dem Wunsch Seemann zu werden – Seemann und sonst nichts! Sein Entschluss stand fest.

Hinzu kam, dass die Mutter niemanden kannte, der ihrem Sohn zu einer guten Anstellung bei der Flotte verholfen hätte. Nicht einmal ein alter Onkel mit dem Titel eines Schiffskapitäns ließ sich auftreiben, der ihrem Sohn wenigstens eine gute Stelle auf einem Schiff verschafft hätte. Wenn er wirklich Seemann werden wollte, musste er praktisch von Null anfangen. Eine raue und beschwerliche Aufgabe für einen Jungen, der an die Bequemlichkeiten einer stillen Heimat in Neuengland gewöhnt war.

Fritz allerdings wünschte sich sogar seine Laufbahn ganz von unten beginnen zu können. Er zog es vor sich sein Glück selbst zu schmieden, um sich nachher umso mehr an den Früchten seiner Arbeit freuen zu können.

Mit größter Genugtuung betrachtete er, wie seine Kisten gepackt wurden, und dachte daran, dass sein Lieblingswunsch bald erfüllt werden sollte.

„Habe keine Angst um mich, Ella“, sagte er zu seiner Schwester. „Ich fühle in meinen Knochen, dass mir das Salzwasser nicht schaden wird. Du weißt, ich kann schwimmen wie ein Fisch und klettern wie ein Eichhörnchen. Außerdem bin ich abgehärteter als alle meine Schulkameraden.“

„Möge Gott dich vor Gefahren behüten, mein Sohn“, unterbrach die Mutter ernsthaft und be-

kümmert. „Das Vertrauen auf Gott und seinen Schutz ist besser als alle menschlichen Stärken.“

„Ich wundere mich nicht“, entgegnete Fritz liebevoll, „dass dir bei meinem Abschied solche Gedanken kommen. Aber habe keine Angst, Mutter, ich werde als derselbe Sohn zu dir zurückkommen, vielleicht größer und gebräunter.“

Mit diesen Worten umarmte der Junge seine Mutter und schaute sie zärtlich an.

„Lieber Fritz“, sagte sie, „so sehr mir die Gefahren des Meeres Sorgen machen, viel mehr fürchte ich den Einfluss der wilden, ausgelassenen Kollegen deines Berufs. Es würde mir das Herz brechen, dich so elend und verkommen zu sehen, wie so viele Gesellen, die unser Land zu Hause und in der Ferne verunehren.“

Bei diesen Worten bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen, als schauderte sie vor dem Anblick des Bildes, das sie sich selbst ausmalte.

„O Mutter, wie kannst du so etwas nur für möglich halten!? Ich dachte, ich wäre zu gebildet, um mich so weit herabwürdigen zu können“, entgegnete Fritz seiner Mutter stolz.

„Nicht wahr, du bringst mir einen Elefanten mit?“, unterbrach ihn der kleine Robert, der Liebling des Hauses.

„Ich werde dir bestimmt etwas mitbringen“, antwortete Fritz freundlich. „Was, kann ich dir jetzt noch nicht sagen. Aber ich werde dir auf jeden Fall viel von Elefanten erzählen können, denn von denen werde ich in Indien wohl ge-

nug zu Gesicht bekommen. Auch von Riesenschlangen, Tigern und tausend anderen merkwürdigen Dingen.”

Robert blickte mit ungeheucheltem Respekt zu dem großen Bruder auf, der solche Wunderdinge sehen würde und so viel Kraft und Selbstvertrauen besaß. Die Mutter aber ließ ihre Augen auf den Lippen ihres Jungen ruhen, in der Erwartung, wenigstens ein Wort zu hören, das ihr zeigen würde, dass er sein Vertrauen mehr auf Gott als auf eigene Kräfte und Beschlüsse setzte.

Doch die letzten Stunden des Zusammenseins sollten ihr durch solche Zusicherungen nicht erleichtert werden. Fritz behielt sein fröhlich-liebevolltes Wesen bis der Augenblick des Abschieds herannahte. Unter Versprechungen, dass alles gut gehen würde, strich er sich Tränen aufrichtiger Trauer über den Abschied von den Lieben aus den Augen.

Der Schiffsjunge in seiner Matrosenkleidung schwang sich in den Postwagen, der ihn zum Hafen bringen sollte, in dem das Schiff „Kearney“ vor Anker lag, das nach Indien segeln sollte. Hoffnung leuchtete aus den klaren, offenen Augen des Jungen, der ohne Angst und Sorgen in die Zukunft blickte.



Kapitel 2

Barmherzige Samariter

Die Kühle eines Herbstabends senkte sich auf einen Hafen des Atlantischen Ozeans, als Hannchen Coney – ein kleines, nettes Mädchen – geduldig an einer Straßenkreuzung stand und wartete, bis sie an der viel benutzten Pumpe ihren Eimer füllen und damit nach Hause gehen konnte. Doch plötzlich blieb sie stehen und stellte ihre Last auf den Boden – nicht vor Erschöpfung, sondern, weil ein ungewöhnlicher Anblick sie dermaßen fesselte, dass sie still und voller Mitleid dem unerhörten Auftritt zusehen musste.

Ein Mann in den mittleren Jahren, in Matrosenkleidung gekleidet, saß auf einer der unteren Stufen einer Treppe, den Kopf in die Hände gestützt. Der neben ihm liegende Stock und das lose herabhängende Hosenbein zeigten deutlich, welchen entsetzlichen Verlust der Arme auf seinem Lebensweg erlitten hatte. Dieser Umstand allein hätte ausgereicht, um Hannchens wärmste Teilnahme zu erregen, wenn nicht die totale Niedergeschlagenheit des Fremden ihr innigstes Mitgefühl in noch höherem Grade hervorgerufen hätte.

Eine Bande halbwüchsiger Jungen hatte sich um den Matrosen zusammengerottet. Sie neckten und verlachten ihn, weil sie ihn für be-

trunken hielten. Als Hannchen dieses Treiben bemerkte, empörte sie sich, trat schnell an die Seite des Matrosen und sagte: „Es wird spät, Herr. Wenn Sie krank sind, dann wäre es besser, Sie würden einige Häuser weiter gehen, dahin, wo meine Mutter wohnt. Sie wird Ihnen bestimmt erlauben, bei uns zu übernachten.“

Bei diesen Worten schaute der Mann auf. Hannchens Gesicht strahlte aufrichtige und herzliche Teilnahme aus, trotzdem zögerte er noch.

„Ich kenne hier niemanden und niemand wird mich aufnehmen wollen. Es kann auch sein, dass ich sehr krank werde. Wenn man mich hier findet, wird mich schon jemand ins Krankenhaus bringen. Geh nur, mein Kind, deine Mutter wird einen so kranken Menschen wie mich nicht aufnehmen wollen.“

„Kommen Sie nur mit; mein Vater war auch Matrose“, drängte das kleine Mädchen weiter auf ihn ein. Dieser letzte Grund war nach Hannchens Ansicht entscheidend, denn sie hob den Stock auf, den der Fremde hatte fallen lassen, und reichte ihm diesen. Dann hob sie ihren Eimer auf, als sei es nun an der Zeit zu gehen. Ihr sicheres Auftreten hatte tatsächlich so viel Gewicht, dass der Matrose sich mühsam erhob und seiner jungen Führerin langsam folgte.

Hannchens Elternhaus lag, wie sie schon gesagt hat, nur einige Häuser weiter, sodass ihr zitternder, wankender Begleiter es bald erreicht hatte.

„Ein armer Matrose, Mutter, ein kranker Mann“, erklärte Hannchen, als sie ihm voraus in das Haus eilte. „Böse Jungen haben sich über ihn lustig gemacht. Der Arme hat nur ein Bein. Ich habe ihn mitgebracht, damit wir ihn pflegen können.“

„Sehr krank, liebe Frau“, sagte der eintretende Fremde. Das bleiche Gesicht und die zitternden Glieder bestätigten seine Aussage ausreichend.

Ein kranker Matrose! Das Wort ergriff Frau Coney im tiefsten Inneren ihres Herzens. Schließlich war ihr Gatte im besten Mannesalter fern von der Heimat in einem Krankenhaus gestorben. Das war eine Regung ihres Herzens, der sie nicht widerstehen konnte und durfte.

„Treten Sie ein, Herr, seien Sie willkommen!“, sagte sie herzlich. „Du hast richtig gehandelt, Hannchen. Ja, Kind, du hast richtig gehandelt.“